Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Geschichte der Familie Trendelenburg für Kinder und Enkel

Trendelenburg, Friedrich

Halle a.S., 1921

Kapitel 9. Neunte Generation und einiges aaus der zehnten und elften Generation. Friedrich Wilhelm, Postkommissair in Eutin

urn:nbn:de:bsz:31-129872

Visual Library

der meinem Vater wiederholt in Briefen Mitteilungen über die Familie zukommen ließ (im Archiv). Ebenso stammt von ihr der Justizrat Keil in Halle, Mitglied des Hauses der Abgeordneten. —

Dorothea (8. Gener. Nr. 19) heiratete einen Weinhändler Toll in Neubrandenburg, Besitzer des dortigen Gasthauses „zur goldenen Kugel". Der Engländer Nugent hat auf seiner Reise dort logiert. „Ich nahm mein Quartier, schreibt er, in dem angesehensten Wirtshause der Stadt, nemlich am großen Markt bey Herrn Toll. Dieser Herr ist ein berühmter wohlhabender Weinhändler und Bürgeraltersmann in Neubrandenburg. Überhaupt muß ich gestehen, dies ist eins der besten Wirthshäuser, die ich in Deutschland angetroffen habe." Nach dem Tode des Herrn Toll führte seine Witwe das Geschäft und die Gastwirtschaft weiter und vererbte sie an einen Sohn, während ein anderer Sohn Bürgermeister von Neubrandenburg (?) wurde. Mein Vater schreibt einmal im Jahre 1826 „Der Vetter in Neubrandenburg soll ein fideler Gastwirth sein" (der Enkel von Dorothea Toll geb. Trendelenburg).[1] —

Albertine (8. Gener. Nr. 20) lebte in ihrer Jugend im Hause ihres älteren Bruders, des Lübecker Doktors, und half ihm gelegentlich in seiner Praxis. Die dabei erworbenen Kenntnisse kamen ihr später zu statten, als sie bei ihrer Lieblingsnichte, der Pastorin Kindler, in Gressow lebte. „Einem neugeborenen Kinde schnitt sie schnell entschlossen an beiden Händen den überzähligen sechsten Finger ab, so schnell und gewandt, daß die Pflegerin der Mißgestaltung überhaupt nicht gewahr wurde." Ohne als Großneffe den Ruhm der Großgroßtante schmälern zu wollen, muß ich als Sachverständiger dazu bemerken, daß es bei der Operation, wenn der überzählige Finger, wie nicht selten der Fall ist, mit einem ganz dünnen Stiel an der Kleinfingerseite der Hand lose anhängt, nur eines Scherenschlages bedarf. Immerhin muß die Operateurin mit der Blutstillung durch Unterbindung der zuführenden kleinen Arterie vertraut gewesen sein.

Kapitel 9.

Neunte Generation und einiges aus der zehnten und elften Generation. Friedrich Wilhelm, Postkommissair in Eutin.

Von den fünf Söhnen von Christian Friedrich folgte der älteste, Theodor Friedrich Tr., geb. 1755, gest. 1827 (9. Gener. Nr. 10), den Spuren des Vaters. Er studierte Medizin von 1776 ab, ebenfalls in Göttingen, und wurde wie der Vater ein sehr angesehener Arzt in Lübeck. Einer seiner Studiengenossen war der spätere berühmte Anatom und Physiologe Samuel Thomas Sömmering, der 1774—1778 in Göttingen studierte und 1830 als Professor in München starb (vgl. Brief meines Vaters vom 9. März 1830).

1) Das Gasthaus zur goldenen Kugel ist im Juni 1905 abgebrannt.

Theodor Trendelenburgs Doktordissertation behandelte das alte 30 Jahre zuvor von seinem Vater bearbeitete Thema des Mechanismus der Atembewegungen und bestätigte noch einmal die Richtigkeit der Hallerschen Anschauungen. Der Titel lautet: De sterni costarumque in respiratione vera genuinaque motus ratione. 1779. (Gött. Anz. 1780, Nr. 24, S. 193. — Bei Meusel ist die Dissertation fälschlich Karl Ludwig Tr. zugeschrieben, der Theologe war, s. o.)

Am 11. Juni 1785 heiratete er die Nichte und Pflegetochter eines wohlhabenden Weinhändlers in Lübeck, Scheel oder Scheele, Catharina Elisabeth Römer. Die Ehe blieb kinderlos.

In Lübeck ist die Erinnerung an ihn in neuerer Zeit bei der hundertjährigen Stiftungsfeier des ärztlichen Vereins zu Lübeck von Theodor Eschenburg, dem Verfasser der in unserem Archiv befindlichen Festschrift (Wiesbaden 1909) wieder wachgerufen worden. Theodor Tr. war zusammen mit Dr. Behn und zehn anderen Ärzten der Begründer dieses ältesten ärztlichen Vereins in Deutschland. Als ältester unter den zwölf Stiftern und als Physikus steht er in dem Mitgliederverzeichnis an der Spitze. Er und Behn hatten die Einladung zu der konstituierenden Versammlung vom 23. Oktober 1809 ergehen lassen.

Schon vorher hatten gelegentliche Zusammenkünfte der angesehensten Ärzte der Stadt zum Zweck gemeinsamer Besprechung beruflicher Fragen in der Ratsapotheke stattgefunden, so als im Jahre 1799 nach Bekanntwerden der Jennerschen Entdeckung die erste Kuhpockenimpfung in Lübeck vorgenommen war. 1805 hatte man auch die Gründung einer festen Vereinigung der Ärzte in Aussicht genommen, für die man die Anerkennung von den städtischen Behörden zu erlangen versuchte. Der Rat hatte diesen Plan aber verworfen, es sei gefährlich „einen Status in Statu aufkommen zu lassen und ihm durch öffentliche Anerkennung Sanktion zu verleihen. Ein solcher Verein eng verbundener, dem Volke zugänglicher und durch Kenntnisse hochgestellter Männer würde am Ende die Obrigkeit selbst sich unterzuordnen streben und einen nicht zu berechnenden Einfluß gewinnen". Es bedurfte der Not der Franzosenzeit, um solche kleinliche und engherzige Anschauungen zu beseitigen und die Bestrebungen der Ärzte zum Ziele zu führen. Als nach dem Rückzug Blüchers durch Lübeck nach der Schlacht bei Jena die Stadt am 6. November 1806 von den Franzosen erstürmt und geplündert war, versammelten die Ärzte sich während der nächsten Wochen täglich, oft zweimal, um über die Verwaltung der Hospitäler, die Beseitigung der Leichen von Menschen und Pferden und andere Fragen zu verhandeln und den Behörden mit ihrem Rat zur Seite zu stehen. Es wurden Protokolle in den Sitzungen geführt (vgl. Eschenburg, Lübeckische Geschichte und Altertumskunde, Heft 6, Nr. 1), und drei Jahre später wurde aus der losen Vereinigung ein mit Statuten versehener fester Verein.

Herr Dr. med. Busch in Lübeck hatte die Freundlichkeit, mir aus den Protokollen des ärztlichen Vereins einiges auf Theodor Tr. Bezügliche mitzuteilen. In seinem Brief vom 5. Dezember 1894 heißt es: „In den Protokollen geschieht seiner so häufig Erwähnung, daß ich u. A. als Curiosum

nur erwähnen will, daß es an einer Stelle heißt: ‚Dr. Tr. hat das Verdienst, zuerst hierselbst die Kuhpocken geimpft zu haben.‘ — Unserem Verein hat der Verewigte sich bis an sein Lebensende mit ganzer Kraft gewidmet und dieses bekundet neben vielen anderen Zügen der Umstand, daß er dem Verein seine große kostbare Bibliothek (damals auf 12000 M. nach heutigem Gelde taxirt) vermachte. Sie bildete den Grundstock zu unserer heutigen großen und wertvollen Bibliothek. Es heißt hierüber in dem Protokoll des 17. März 1819: ‚Nach verschiedenen wissenschaftlichen Mitteilungen stockte plötzlich die Unterhaltung. Auf dem Tische vor uns lag ein Billet, auf dem von der Hand unseres ältesten und sehr geliebten Kollegen Trendelenburg die Worte standen (der Zettel ist ausgeschnitten und eingeklebt): ‚Mein Vermächtniß! Trendelenburg.‘ Wir alle wurden erschüttert und gerührt durch diese einfachen Worte. Er selbst unterbrach die stumme Scene, indem er erklärte, er wolle seine Bibliothek, die von seinem Vater und von ihm selbst mit großen Kosten gesammelt wurde, dem Staate zum Besten des Vereins der Lübecker Aerzte als Vermächtniß übergeben. Er machte keine Bedingungen, als daß ein eigenes öffentliches Lokal mit der Hippokratischen Inschrift: ars longa, vita brevis dazu bestimmt und ein systematisches Verzeichniß verfaßt und gedruckt werde, endlich, daß seine Wittwe von der ganzen Einrichtung keine weiteren Unkosten habe. Wir alle, die wir die Vollständigkeit, Vortrefflichkeit und Kostbarkeit dieser Büchersammlung kennen, und uns so oft in derselben Raths erholt haben, suchten umsonst nach Worten, unser Erstaunen und unseren Dank auszudrücken. Der Name des Stifters wird auf unsere spätesten Nachkommen übergehen. Die Belehrung, die wir, die sie aus diesem Schatze schöpfen werden, ist sein Werk und sei seine Belohnung.‘“ — In dem Protokoll vom 9. Februar 1827 wird über die letzte Krankheit und den Tod Trendelenburgs berichtet.

Die für damalige Verhältnisse kostbare Bibliothek umfaßte etwa 8000 Bände. Die Schenkung an den Verein kam nicht zur Ausführung, vielmehr kaufte der Verein die Bibliothek, da Trendelenburg in den letzten Jahren seines Lebens von mannigfachen Verlusten betroffen war, den Erben für einen mäßigen Preis ab, 1829 wurde vom Senat zur Aufstellung der Vereinsbibliothek ein geeigneter Raum in der alten Ratsapotheke zur Verfügung gestellt.

Was die erste Kuhpockenimpfung in Lübeck betrifft, so schreibt Eschenburg sie nicht Trendelenburg sondern Behn zu, vielleicht haben beide die Impfung zusammen vorgenommen.

Zu erwähnen ist, daß auch Theodor Trendelenburgs Vater Christian Friedrich schon die Schutzimpfung in Lübeck angewandt hat, aber nicht mit Kuhpockenlymphe, sondern nach der vor Jenner allein möglichen Methode der Impfung mit Blatternlymphe aus den Pusteln pockenkranker Menschen. Man hatte die Erfahrung gemacht, daß die auf solche Weise eingeimpfte Krankheit leichter zu verlaufen pflegte, als wenn sie zufällig übertragen war, besonders während leichterer Epidemien. Der allgemeinen Einführung des Verfahrens stand aber der Übelstand im Wege, daß die Geimpften auch ihrerseits wieder zur Verbreitung der Krankheit durch Ansteckung beitrugen.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Christian Friedrich Dr. hatte schon bei seiner Promotion (s. o.) als 17. These den Satz aufgestellt: Insitio variolarum in praeparato corpore satis tuto a medico in sufficiente auctoritate constituto institui potest. 35 Jahre später (am 5. Juli 1783) schreibt er dann den Söhnen in Beantwortung einer Anfrage, die sie wohl auf Veranlassung eines Tübinger Arztes an ihn gerichtet hatten, folgendes: „Vorläufig kann ich darauf antworten: Daß ich bey Kindern mit Einimpfung der Blattern in ihrem zartesten Alter ohne Noht nie eile. Die Noht aber ist da, wenn die Blattern an dem Orte ihres Aufenthaltes würklich herrschend sind. In diesem Falle kehre ich mich an kein Alter und inoculire sie dann auch den jüngsten Kindern, wann ich sie sonst nicht für alle Ansteckung vollkommen sichern kann. In einer beträchtlichen Zahn-Arbeit u. während derselben inoculire ich nie. — — Ich inoculiere nie, wo nicht die Blattern-Epidemie schon würklich zur Stelle, oder ganz nahe vorm Tohre ist. Die Blattern-Materie muß gantz frisch u. womöglich so gantz warm von einem Patienten zu dem anderen transportirt werden. Dies erfordert die Gatti-Waglerische Methode, die ich mir mit einigen beträgtlichen Abänderungen zu eigen gemacht und immer als die beste befunden, durchaus." Man sieht, daß mein Urgroßvater diese ältere Methode der Schutzimpfung schon vielfach angewendet hat, und die Angabe von Eschenburg, daß die Inokulation der Menschenpocken erst spät und besonders durch den 1789 von der Universität zurückgekehrten Dr. Schetelig in Lübeck Eingang gefunden habe, bedarf also der Korrektur. —

In der Geschichte Lübecks während der Franzosenzeit von Klug wird aus Theodor Trendelenburgs Leben über folgendes Mißgeschick berichtet. 1810 war die Stadt dem Französischen Kaiserreich einverleibt worden. Nach der Katastrophe, die im Winter 1812 auf 1813 die französische Armee in Rußland betroffen hatte, mußte die französische Besatzung Lübeck vor einem anrückenden russischen Heere räumen, und am 21. März 1813 zog General v. Benckendorf unter dem Jubel der Bevölkerung in die befreite Stadt ein. Am 7. Juli kam dieselbe aber wieder in die Hand der Franzosen, die fast unerschwingliche Kontributionen erhoben und an denen Rache übten, die bei dem Einzug der Russen die Waffen ergriffen oder ihren patriotischen Empfindungen einen besonders lebhaften Ausdruck gegeben hatten. Mit 31 anderen Bürgern wurde der Dr. Trendelenburg in der Nacht vom 25. zum 26. Juli verhaftet, nach Hamburg transportiert und als Gefangener auf das Schiff „Ceres" gebracht. Der Denunziation lag aber eine Verwechslung zugrunde. Er sollte dem russischen General und seinem Adjutanten seine Equipage zur Verfügung gestellt und sie bei ihrer Fahrt durch die illuminierte Stadt begleitet haben. Tatsächlich war es Dr. Behn mit seiner der Trendelenburgschen ähnlichen Equipage gewesen. Durch einen zweiten Transport am 11. Juli erhöhte sich die Zahl der Gefangenen auf 68, welche mehrere Wochen auf dem Schiff festgehalten, dann aber wieder freigelassen wurden.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Der zweite Sohn von Christian Friedrich war Johann Georg Trendelenburg, geb. 1757, gest. 1825 (9. Gener. Nr. 11). Er studierte zusammen mit seinem älteren Bruder Theodor von 1776 ab in Göttingen Theologie und wurde (nach Meusel) schon 1779 als ordentlicher Professor der griechischen und orientalischen Sprachen an das akademische Gymnasium in Danzig berufen. Die Göttinger Anzeigen schreiben (1779, 108. Stück, S. 864): „Eine richtige Bemerkung über Gen. 9. 25/28 hat J. G. Trendelenburg zur Ankündigung seiner Vorlesungen drucken lassen u. s. w." Es handelte sich um die richtige Interpretation des Hebräischen in der Stelle der Genesis: „Gott wohne in den Hütten Sems." — Aus demselben Jahre ist die Schrift: Commentatio in verba novissima Davidis 2. Sam. XXIII 1—7. Goettingae (im Familienarchiv). Später schrieb Georg Tr. dann „Die ersten Anfangsgründe der hebräischen Sprache, Danzig 1784" und viele kleinere lateinische Schriften und Aufsätze (Meusel). In dem Familienarchiv befindet sich in zwei Exemplaren das Buch „Anfangsgründe der griechischen Sprache. Vierte Aufl. Leipzig 1796". Gegen dieses Buch schrieb der K. K. Rath und öffentliche Lehrer der griechischen Literatur in Insbruck J. Primisser „Gedanken über das von Herrn Prof. Tr. vorgeschlagene System der griechischen Conjugation, Leipzig 1793". — Weitere Schriften sind die Chrestomathia Flaviana sive loci illustres ex Flavio Josepho detecti et animadversionibus illustrati Lips. 1784 (griechischer Text mit lateinischem Kommentar), Chrestomathia hexaplaris Lub. et Lips. 1794 und eine in den Schriften der kurfürstlich deutschen Gesellschaft in Mannheim Bd. 4 1788 erschienene Preisschrift „Vergleichung der Vorzüge der deutschen Sprache und der Vorzüge der lateinischen und griechischen".

Johann Georg wurde in späteren Jahren Senator in Danzig und führte als Schulrat die Aufsicht über die dortigen Bürgerschulen, der Direktor des Joachimsthalschen Gymnasiums in Berlin, Meineke, ein bekannter Philologe und Schulmann, rühmte seine energische, klare Tätigkeit (Brief meines Vaters aus dem Jahre 1835).

Georg Tr. war überhaupt keineswegs nur ein Mann der trockenen Gelehrsamkeit. Das ersehen wir besonders auch aus einem uns erhaltenen Briefe an seinen Bruder, den Postmeister in Eutin (ein anderer kann es nicht sein, der Name fehlt) aus dem Jahre 1791. Johann Georg hatte sich in der Gegend von Danzig, 20—24 Meilen von der Stadt entfernt, „ein Gütchen" gekauft und bedankt sich für ein ausführliches ihm von dem Bruder angefertigtes Gutachten über die beste Art, es zu bewirtschaften. Die Ausstellungen und Vorschläge des Bruders über Pferdezucht, über das Pflügen mit Ochsen statt mit Pferden, über Beschaffung von Winterfutter für das Vieh und Milchertrag der 15 Kühe, über den Kartoffelbau, über Heu und Grummet usw. werden in dem Briefe eingehend besprochen. Besonders interessiert ihn der Kartoffelbau. „Kartoffeln werden hier zwar, aber nur in Gärten in umgegrabenem Lande für die Wirtschaft gebauet. Ueberhaupt möchte ich erfahren, wie man mit dem Kartoffelbau gut verfährt, wenn sie gesäet werden in gepflügtem Lande, ob dazu auch gemistet werden muß, und wie wohl ohngefähr der Ertrag per Morgen seyn kann.

Denn mit diesen möchte ich wenigstens einen Versuch für meine Mastschweine machen. Ihrer 14 haben mir dies Jahr 108 Scheffel sogenannte Pferdebohnen und 50 Scheffel Gerste, also den Produkt von 4 Morgen Landes aufgefressen. Wenn mir dann der Kartoffelbau einigen Vortheil verschaffen könnte, wäre es mir angenehm." Schließlich bittet Johann Georg den Bruder, ihm durch seine Beziehungen in Württemberg (s. u.) bei Beck in Göppingen Samen von Poa aquatica L., Holcus lanatus und Avena elatior zu besorgen, und hofft, den Bruder einmal im Sommer bei sich sehen zu können.

Was bei der Bewirtschaftung des Gutes, für die sich auch der Vater Christian Friedrich sehr interessierte (vgl. seine Briefe), herauskam, ist nicht bekannt. Später scheint Joh. Georg auch einige Häuser in Danzig besessen zu haben. Andeutungen in Briefen meines Vaters an meinen Großvater lassen aber darauf schließen, daß die Vermögensverhältnisse, als Joh. Georg plötzlich starb (1825), keine günstigen gewesen sind. Mein Vater hat den Onkel überhaupt nicht persönlich kennen lernen, was er sehr bedauerte. „Auf meinen Reisen", schreibt er nach seinem Tode, „hat mich sein Name von Kopenhagen bis Preßburg überall bei den Philologen angenehm eingeführt. So oft ich Männer traf, die ihn kannten, sprachen sie mit der größten Achtung von ihm." —

Die, wie es scheint, einzige Tochter von Johann Georg, Wilhelmine, heiratete einen Herrn v. Eberts.

Über den dritten Sohn des Lübecker Doktors, Caspar Heinrich (9. Gener. Nr. 12), ist wenig bekannt. Geboren 1. August 1758 wurde er 1778 in Göttingen als stud. jur. inskribiert, lebte dann als Aktuar (Amanuensis judicii) in Lübeck und starb daselbst schon am 13. Juli 1798. „Er heiratete", so schreibt der Vater an Fritz nach Tübingen 1785, „die Demoiselle v. Bartels, eine Tochter des ehemaligen reichen Herrn v. Bartels in der Breiten Straßen, dessen Nachlaß aber in Concurs geriet, sehr unbillig, denn nach dessen Beerdigung zeigte sich, daß noch über 100 M. Mk. übrig waren, wovon auf die Braut 24000 Mk. gefallen, die nun Caspar baar mitkriegt. Beyde Bräute (die andere ist die Braut von Theodor) sind sehr wolerzogene und liebenswürdige Kinder, u. hoffe ich, daß deine Brüder dabey sehr glücklich sein werden. Sey fleißig, studire brav, lerne was rechtschaffenes u. mache mir dereinst auch solche Freude." Die Hochzeit fand am 14. April 1785 statt.

Maria Diederica Trendelenburg, geb. v. Bartels, wurde geboren den 18. Oktober 1759 und starb 1835, 76 Jahre alt. — Am 22. April meldet Caspar dem Bruder nach Tübingen die Geburt „eines kleinen Duodez-Jungen, den mir meine Frau als das erste Unterpfand unserer Liebe geliefert hat, er hat den Namen Friedrich August erhalten, unsere alte Großmutter in Strasen ist Gevatterin gewesen". Ein zweiter Sohn Wilhelm Caspar Heinrich Tr. (geb. den 14. Juni 1787, gest. den 16. Okt. 1851),

der später als Weinhändler in Bromberg lebte, wurde der Vater meines lieben Vetters, des Direktors des Friedrichs-Gymnasiums in Berlin und bekannten Archäologen Professor Wilhelm Gustav Adolf Trendelenburg (geb. den 10. August 1844).

Der vierte Sohn des Lübecker Doktors war mein Großvater Friedrich Wilhelm Trendelenburg, Postkommissair in Eutin (geb. den 19. März 1761, gest. den 16. Mai 1835).

Über seine Studienzeit in Tübingen, Heidelberg und Göttingen in den Jahren 1782 bis 1787 haben wir schon aus den Briefen des Vaters gehört (S. 84). Von seinen eigenen Briefen an den Vater ist leider nichts erhalten, dagegen besitzen wir einen kurz gefaßten Bericht über die Reise nach der Schweiz, die er im Jahre 1784 zusammen mit seinem Bruder Schack auf Betreiben des Vaters von Tübingen aus unternahm. Die Aufzeichnungen in Form eines Tagebuchs bieten manchen ganz interessanten Einblick in die damalige Zeit, ohne aber ein lebendiges Bild von der Persönlichkeit des Schreibers zu geben.

Die Reise ging über Zürich, Luzern, Bern, Lauterbrunnen, die Scheideck, die Grimsel, Sitten, Martinach (Martigny), Chamounix bis Genf und von dort über Neuenburg, Basel, Straßburg, Karlsruhe nach Tübingen zurück. Meist wanderten die beiden Brüder zu Fuß, während das Gepäck, bei dem sich auch manches von Tübinger Professoren für Schweizer Freunde und Bekannte ihnen mitgegebenes Paketchen befand, mit irgendeiner Fuhrgelegenheit von Stadt zu Stadt geschickt wurde. Mit Empfehlungen reichlich versehen, machten sie in den Städten, sobald das Gepäck, oft nach längerem Warten, angelangt war, wohl frisiert und frisch gekleidet ihre Besuche, lernten auf diese Weise manche hervorragende Männer, z. B. Geßner in Zürich, kennen — Lavater hatten sie schon früher in Tübingen gesehen — und wurden durchgehends sehr freundlich aufgenommen. Nur Professor Saussure in Genf ließ sich bei wiederholtem Besuch verleugnen. Wir wollen es dem berühmten Naturforscher und Besteiger des Montblanc nicht übelnehmen. Denn die häufige Ansprache von durchreisenden Fremden mag sich oft zu einer recht lästigen Beigabe des Berühmtseins gestaltet haben. Man erwartete nicht nur einen freundlichen Empfang und weitere Empfehlungen, sondern auch Auskunft über Land und Leute, über die Sehenswürdigkeiten der Stadt, den einzuschlagenden Weg bei Fortsetzung der Wanderung, Reisegelegenheiten usw., kurz das, was dem Reisenden heute das betreffende Kapitel im Baedeker in so unübertrefflicher Weise an Auskunft jeder Art darbietet. Einige von den Herren, die sie aufsuchten, führten sie selber in der Stadt herum und zeigten ihnen Bibliotheken und wissenschaftliche Sammlungen. Eine besondere Freude war das Zusammentreffen mit früheren Studiengenossen. Auf einem Landsitz bei Yverdun am Neuenburger See suchten sie einen nahen Universitätsfreund v. Osterwald auf und schwelgten mit ihm in Freundschafts-, Wiedersehens- und Abschiedsgefühlen, die sich in dem überschwenglichen Tone der Zeit äußern. Ein solches Wiedersehen

war damals allerdings auch etwas anderes als heutzutage. Eine Reise in die Schweiz war für einen norddeutschen Studenten ein Ereignis, an dessen Wiederholung im späteren Leben kaum zu denken war. Der Großvater hat ja auch später in seinem Eutin ganz festgesessen und seinen Studienfreund sicher nicht wiedergesehen. — In Karlsruhe fanden die beiden Reisenden den Hofrat Böckmann, einen Lübecker, der sie als Landsleute besonders gütig aufnahm. „Der Name Lübecker hallte seinen Ohren so lieblich, daß er uns gleich als Fremde als seine nächsten Bekannten, seine Landesbrüder umarmte. Ganz schenke ich Ihnen meine Zeit, sagte er, und ließ sein Collegium abbestellen und führte uns in dem Schloßgarten umher." Ein

Fig. 20. Friedrich Wilhelm Trendelenburg, Postkommissair in Eutin, und Susanne Tr., geb. Schrödter.

fröhliches Mittagsmahl im Gasthause bei Champagner und Burgunder folgte. „Dann führte Herr Hofrath uns wieder nach Hause, wo er uns seine Frau kennen lehrte. — Er zeigte uns auch einige von seinen physikalischen Instrumenten und Luftbällen, die er hatte steigen lassen. Hierauf setzte er uns à la Lübeck eine Pfeife und ein Glas Bier vor — (dann Abendbrod) — den ganzen Tag hindurch war unser Gespräch von Lübeck, die Uhr schlug 2, ehe wir ans weggehen dachten." Am nächsten Morgen, als sie abreisten, war die ganze Rechnung im Wirtshaus von dem Herrn Hofrat schon bezahlt.

Landsleuten und Freunden zu helfen, war auch meinem Großvater eine dringende Pflicht. Das bewährte er bei Gelegenheit eines Vorfalls in Tübingen, als er selbst schon in Heidelberg studierte. Ein noch minorenner Studienfreund und Lübecker Landsmann war im März 1786, von

einer verheirateten Frau in Tübingen verleitet, unter Zurücklassung von Schulden mit dieser durchgegangen. Sobald Tr. durch Tübinger Professoren davon benachrichtigt war, ließ er den Vater des leichtsinnigen jungen Mannes durch seinen eigenen Vater in Kenntnis setzen, erhielt darauf von Lübeck aus einen Verhaftsbefehl für das Pärchen und reiste ihm mit einem Freunde Hartmann in einem zu dem Zweck gekauften Wagen nach. Die Spur schien nach Cöln und Amsterdam zu führen. Ob der Zweck erreicht wurde, ist aus den in der Angelegenheit gewechselten Briefen nicht zu ersehen, es scheint nicht der Fall gewesen zu sein. Der Vater des jungen Mannes spricht aber wiederholt seinen innigen Dank für die treue Hilfsbereitschaft aus. Die Reise dehnte sich bis nach Holland aus, wie sich aus Briefen meines Vaters ergibt. In meines Großvaters Stammbuch befindet sich auch ein „Amsterdam den 20. Mai 1786“ datiertes Blatt, unterschrieben „Ludwig Hartmann“. — Mein Vater besuchte 1830 in Stuttgart seines „Vaters Universitätsfreund und Reisegefährten“ und wurde von dem inzwischen geadelten Herrn v. Hartmann Exzellenz und seiner Frau sehr freundlich aufgenommen. (Brief.)

Von Göttingen, wo er zuletzt studierte, nach Hause zurückgekehrt, erlangte mein Großvater, wohl nach bestandenem Examen, am 26. November 1787 vom Senat das Diplom als Kaiserlicher Notar in Lübeck. Nicht lange darauf 1789 (?), erhielt er eine Anstellung in Eutin, dem als Wohnort von Johann Heinrich Voß bekannten anmutig gelegenen Städtchen im sogenannten Fürstentum Lübeck, einer zu Oldenburg gehörenden Enklave in Holstein, einige Meilen nördlich von der Stadt Lübeck. Zuerst wurde er von der Regierung als Sekretär bei der Kammer beschäftigt, zu Neujahr 1792 übernahm er als Fürstlich Bischöflicher (Herzoglich Oldenburgischer) Postkommissair die Leitung des Oldenburgischen, zugleich Dänischen, Postamtes in Eutin.

In dieser bescheidenen amtlichen Stellung blieb er zeitlebens. Mein Vater hat oft mit Bedauern davon gesprochen, daß seines Vaters vielseitige Ausbildung auf der Universität, seine Kenntnisse und Talente keine würdigere und fruchtbarere Verwertung gefunden hatten. Dabei war die wenig einträgliche Stelle durchaus nicht mühelos. Einen einheitlichen Portotarif für Deutschland oder gar ein internationales Postabkommen gab es natürlich damals noch ebensowenig wie Postfreimarken. Jeder Brief wurde, wenn ich nicht irre, in eine Liste eingetragen und mußte besonders verrechnet werden, was bei den verschiedenen Münzsorten in Lübeck, Holstein und Oldenburg ziemlich kompliziert gewesen sein wird. Jedes Goldstück der verschiedenen Währungen wurde auf der kleinen Goldwage gewogen, welche sich noch unter den Familienandenken befindet. Die Gemeinsamkeit des Postamts in Eutin für Oldenburg und Dänemark beruhte auf einer besonderen Konvention vom Jahre 1777. Die Einnahme des Postmeisters setzte sich zusammen aus Sporteln in Höhe von ca. 400 Talern und dazu Gehalt, Prozenten von der Posteinnahme und Zeitungsemolumenten im Betrage von zusammen ca. 300 Talern, war also eine stets etwas schwankende und erforderte eine genaue Rechnungsführung. Sehr unbequem war das unregelmäßige Eintreffen der Postwagen, besonders der Lübecker Post Montags und Donnerstag

spät Abends oder Nachts, mit dem Warten und der sich anschließenden Arbeit wurde dem in späteren Jahren viel kränkelnden Manne die Nachtruhe verkürzt. Irgendein Unterbeamter stand ihm nicht zur Seite, von früh bis spät saß er neben dem kleinen Schalterfenster, durch welches er eigenhändig jeden Brief und jedes Paket in Empfang nahm. Eine vortreffliche Hilfe hatte er aber an den Töchtern, von denen mein Vater in seinen Briefen besonders Julie als die treue Postassistentin bezeichnet. Nach dem Tode des Postkommissairs (1835) wünschten die vorgesetzten Behörden sogar, die Witwe und die Töchter möchten die Geschäfte mit Zuziehung eines vereidigten Gehilfen weiterführen, ein Vorschlag, auf den sie aber dem wohlbegründeten Rate meines Vaters folgend nicht eingingen.

Das kleine Haus, in dessen Erdgeschoß das Postbüro untergebracht war, hatte der Großvater sich nach eigner Zeichnung der Fassade selbst erbauen lassen. Die gesamten Baukosten beliefen sich auf 3500 Taler. Nach seinem Tode wurde es verkauft, und das Erdgeschoß für einen Kaufladen umgebaut. Es steht noch heute und trägt eine bei der Feier des 100jährigen Geburtstags meines Vaters angebrachte Gedenktafel. In dem kleinen Garten standen einige schöne Obstbäume, Großvaters „Lieblinge". An dem Haus hatte er seine Freude und legte Wert darauf, bei öffentlichen Festlichkeiten die Front hübsch zu illuminieren und mit sinnigem Transparent zu schmücken, gelegentlich wandte er sich dann in späteren Jahren brieflich um Rat an seinen Sohn. Ganz witzig war die Inschrift auf einem Transparent, das das Trendelenburgische Haus geziert haben soll, als zur Feier der Geburt des Sohnes von Napoleon illuminiert werden mußte. Sie lautete: „Aus Liebe nicht aus Pflicht brenn ich dieses Dreilingslicht". Der Deutschgesinnte, der vorüberging, dachte sich ein Komma hinter dem Wort „nicht", der dänische Franzosenfreund vor demselben.

Seine patriotische Gesinnung und seine Doppelstellung als oldenburgischer und als dänischer Postbeamter brachte meinen Großvater während der Franzosenzeit öfters in eine bedenkliche Lage. Durch einen im Dunkel der Nacht ein- und ausgehenden Boten half er die Verbindung zwischen der Oldenburgischen Regierung und dem nach Rußland geflüchteten Herzog Peter aufrecht zu erhalten, und die ersten Nachrichten von dem siegreichen Ausgang der Schlacht bei Leipzig ließ er von seinem elfjährigen Sohne abschreiben und heimlich verbreiten. Im Fall der Entdeckung stand Freiheit und Leben auf dem Spiel. In Lübeck wurden der Chirurgus Martini und der Kaufmann Steger nur deshalb verhaftet, weil sie sich in einem Kaffeehause über den Inhalt des Hamburger Correspondenten vom 14. November 1813 unterhalten und die offizielle Darstellung der Schlacht bei Leipzig angezweifelt hatten, da Privatnachrichten anders lauteten (bei Klug).

Von dem schon in den Briefen meines Urgroßvaters erwähnten Zeichen- und Maltalent meines Großvaters besitzen wir hübsche Proben in dem kleinen oval gerahmten Selbstporträt, das in Fig. 21 wiedergegeben ist, in einem Zeichenbuch aus seiner Jugend und in einer Reihe von Miniaturbildern auf Elfenbeinplättchen, zum großen Teil Porträts von befreundeten mit hochgetürmter Frisur geschmückten Damen aus seiner Studienzeit. Auch das

größere, in Öl gemalte Bild von Tübingen, den Blick vom Oesterberg auf Stadt und Schloß wiedergebend, stammt von seiner Hand. Leider haben sich die Farben im Laufe der Jahre stark verändert, so daß die grünen Wiesen fast den Eindruck von blauen Wasserflächen machen.

Ebenso sind die zahlreichen Silhouetten in seinem Stammbuch wahrscheinlich alle von ihm selbst nach Schattenrissen gemalt. Mein Vater schreibt am 30. Mai 1827 nach einem Besuch bei Professor Paulus in Heidelberg:

Fig. 21. Jugendliches Selbstporträt des Postkommissairs Friedrich Wilhelm Trendelenburg in Eutin.

„Dem Vater muß ich noch sagen, daß sein Schattenriß von Paulus in seinem Stammbuch mir recht vor die Seele getreten ist, als ich nun Paulus sah. Solch sprechende Aehnlichkeit noch nach 40 Jahren!“ Und sämtliche Silhouetten — fast alle gemalt, nicht ausgeschnitten — machen den Eindruck, von derselben Hand gefertigt zu sein. Sie stammen aus den Jahren 1781—1787, und es befinden sich darunter einige Silhouetten bekannter Männer, so von Lavater und Jung Stilling, dessen Schüler mein Großvater in Heidelberg war und der sich seiner freundlich annahm (s. o. S. 85).

Lavater schrieb auf das Blatt folgende Zeilen: „Wer ist weise? Der alles trägt, was er nicht ändern kann. Wer hat Kraft? Der das von sich entfernt, was er nicht tragen kann. — Wer ist gut? Der seine drückende Kräfte im Zaume hält. Wer ist glücklich? Der alles in sich aufnimmt, was ihn seines Daseyns froh und der Fortdauer seines Daseyns gewiß macht. Tübingen den 22 Julius 1782. F. C. Lavater v. Zürich." — Jung Stillings Erinnerungsworte lauten: „Hast Du Wünsche, die Dir die Vorsehung nicht erfüllt, so denk es sey Ballast, der Deinem Lebensschif seinen graden Gang durch Sturm und Wellen sichert. — Dies zum freundschaftlichen Andenken an Ihren Freund und Lehrer Jung genannt Stilling. Heydelberg d. 17ten 7ber 1786." —

Auch später scheint der Postkommissair sich in Mußestunden noch etwas mit Malen beschäftigt zu haben, da mein Vater ihm aus Berlin gelegentlich Farben und Goldbronze schickte. — Unser Eckschrank mit dem Glasfenster und der Urne in der Tür ist nach seiner Zeichnung aus dem Holz von einem Birnbaum im Eutiner Garten gefertigt.

Bei den Familienpapieren befindet sich aus seiner Jugend eine Reihe von Hochzeitscarmina, meist zu Hochzeiten der Geschwister verfaßt. Während der Tübinger Zeit erinnert ihn sein Vater in den Briefen wiederholt, er solle zur rechten Zeit „seine Leier stimmen". Aber auch schon als Schüler hat er es mit der Dichtkunst versucht, wenn man die Fertigkeit, Gedanken und Empfindungen in nüchternster Form oder stark übertrieben in Reimen auszusprechen und zur Verzierung des Elaborates gelegentlich Hymen, Minerva und die Musen aus dem Olymp zu zitieren, zur Dichtkunst rechnen will. Nach Inhalt und Form sind diese gedruckten Blätter mit ihren geschnörkelten Vignetten für die Zeit des Rokoko charakteristisch.

Da heißt es an die Schwesterbraut:

„Ein ganzer Strom von Seligkeit
Gießt sich in meine Brust:
Wie hoch schwillt sie? Ertöne weit
Du mein Gesang der Lust." — —

Und zum Schluß:

„Geh stets dem Pfad der Liebe nach
Der Freudenschöpferin!
Es fließe wie ein sanfter Bach
Dein ganzes Leben hin!
Durchleb die spätsten Zeiten froh
Blüh gleich der Blumen Zier,
Die Schaar der Enkel seh Dich so!
Hör ihren Wunsch! — Heil Dir!
Welch Aussicht, die sich mir enthüllt!
Mit Wollust mich durchglüht!
Für Dich ist viel zu groß dieß Bild
Der Zukunft; schweig Du Lied!"

Einem anderen Hochzeitscarmen für seinen Bruder entnehme ich folgende Strophen:

„Wenn Du nach vaterländscher Weise
Im schön geschmückten Saal
Und froher Freunde buntem Kreise
Sitzst an dem Hochzeitsmal,
Und dann der Mann mit beyden Armen
In reich bordirter Weſt
Und rothem Rock Dir bringt die Carmen
Gewidmet Deinem Fest:
So bringt er auch dies kleine Blättchen
Das ich aus Bruderlieb
Dir und dem guten holden Mädchen
Aus treuem Herzen schrieb" usw. —

Bis zum Jahre 1797 blieb mein Großvater Junggeselle. Die Wirtschaft führte ihm sein Mündel, die Tochter seines Vorgängers, Henriette v. Aken. Sie und ihre Brüder, deren Vermögen er verwaltete, schenkten ihm zum Dank das hübsche silberne Tintenfaß mit der Glocke darauf, das später immer auf dem Schreibtisch unseres Vaters stand. Das Glöckchen hat uns Kinder mit seiner hellen Silberstimme manches Mal am heiligen Abend zu dem brennenden Weihnachtsbaum hereingerufen.

Am 21. Juli 1797 verheiratete sich der Großvater mit Susanne Cathrina Schroedter, Tochter des Pastors Adolf Hinrich Schroedter in Ratekau, einem kleinen Ort an der Straße von Lübeck nach Eutin.

Die Kirche von Ratekau ist eine der ältesten in Holstein, sie wurde im Jahre 1156 von Bischof Gerold gegründet, über dessen Leben und Taten die von seinem Schüler Helmold, Priester in Bosau unweit Eutin, geschriebene Chronik der Slawen berichtet. Gerold, ein Schwabe, Kanonikus in Braunschweig, erhielt 1155 vom Papst Hadrian IV. zwei Tage nach der Kaiserkrönung Friedrich Barbarossas in Rom ebendaselbst die Weihe als Bischof von Oldenburg (in Holstein, dem damaligen Wagrien), und machte es sich zur Aufgabe, das Christentum und die deutsche Herrschaft dem zähen Widerstand der Slawen gegenüber fest zu begründen. Er verlegte das Bistum nach Lübeck, gründete das Hochstift Eutin und erbaute die Ratekauer Kirche, deren großem aus erratischen Blöcken erbautem Turm man heute noch ansieht, daß sie nicht nur für den Gottesdienst bestimmt war, sondern auch eine Burg sein sollte zu Schutz und Trutz gegen die Angriffe der heidnischen Slawen. Auch in der Mark Brandenburg haben wir ja noch alte Dorfkirchen mit solchen festen aus Feldsteinen erbauten burgartigen Türmen (vgl. Gerold, erster Bischof von Lübeck usw. von P. Busse, 1856, im Familienarchiv).

In der neueren Geschichte ist Ratekau durch die Kapitulation von Blücher bekannt geworden, die hier stattfand, und zwar in der neben der Kirche gelegenen Amtswohnung meines Urgroßvaters Schroedter. Blücher hatte sich nach der Schlacht bei Jena (14. Oktober 1806) bis zuletzt mutig fechtend nach Lübeck durchgeschlagen, um, wenn möglich, die Küste zu gewinnen und nach England zu kommen. In Lübeck konnte er sich der feindlichen Übermacht gegenüber nicht halten, nach blutigen Straßenkämpfen zog er sich nach Ratekau zurück und mußte sich hier am 7. November wegen vollständigen Mangels an Munition zur Kapitulation entschließen.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Über die Vorgänge im Pastorat in diesen Schreckenstagen berichten „die Rückblicke auf die Nachkommenschaft des ehrwürdigen Adolph Heinrich Schroedter weil. Pastor zu Ratekow", von einem Sohne desselben, Christian Wilhelm, für meinen Vater in einem kleinen Buch schriftlich niedergelegt. In den Buchdeckel hat der Verfasser als Andenken an die Blüchersche Armee einen damals gefundenen preußischen Uniformknopf eingefügt. Die Verhandlungen bei der Kapitulation gingen aber natürlich hinter verschlossenen Türen vor sich, der Bericht ist überhaupt nicht gerade von besonderem Interesse. Blücher empfahl den 79jährigen Pastor Schroedter den französischen Generälen mit den Worten: J'ai trouvé un vielliard digne et vénérable.

Das Büchelchen gibt außerdem Auskunft über die Verwandtschaft der Familie Schroedter mit der Hamburger Familie Steetz, deren Mitglieder als nahe befreundete Verwandte in Briefen meines Vaters und seiner Schwestern häufig erwähnt werden. Auch befinden sich darin Aufzeichnungen des Vaters des Pastor Schroedter (also des Großvaters meiner Großmutter) aus dem Jahre 1727.

Dieser „war 1689 d. 24ten Februar auf des Höchsten Wink im Herzogtum Lüneburg (als Sohn des Präpositus A. F. Schroedter in Lüchow) Morgens zwischen 6 und 7 Uhr an das Licht der Welt getreten", hielt nach Abgang von der Schule, 18 Jahre alt, bei seinem Schwager, einem Prediger, eine Pfingstpredigt „zur Probe der äußerlichen Gaben" — ein originelles Verfahren, das bei der Berufswahl auch heutzutage vielleicht mitunter von Nutzen sein könnte —, entschloß sich daraufhin zum Studium der Theologie, ging nach Kiel, ungeachtet er keinen Menschen in Holstein kannte, „sich auf die Zusage Gottes verlassend: Sei ein Fremdling in diesem Lande und ich will mit dir seyn und dich segnen", sattelte dann aber zur Jurisprudenz über, „weil die damalige Juristen-Fakultät unter den berühmten Männern Martini, Reyhe, Musäus und Amthor söhr florirte, die theologische Fakultät hingegen söhr schlecht bestellt war". — Er wurde später Advokat und Bürgermeister in Kiel und starb als Justizrat in Plön. —

Meine Großmutter Susanne Tr. geb. Schroedter (geb. den 20. September 1771, gest. den 11. Dezember 1835) war vor ihrer Verheiratung eine Zeitlang zur Pflege ihrer Großmutter Steetz in Hamburg. Sonst war sie wohl nicht aus dem eng umgrenzten Kreise des Ratekauer Pfarrhauses herausgekommen. Schulunterricht und Erziehung wird, wie zumeist bei den Dorfpfarrern, ganz in der Hand ihres Vaters gelegen haben. An Bildung und Talenten stand sie hinter ihrem Manne zurück. In den hübsch geschriebenen „Erinnerungen an das Leben im Eutiner Posthause", abgedruckt in dem Buche „Ferdinande Trendelenburg geb. Becker, ein Lebensbild. 1896. Als Manuscript gedruckt" sagt Frau Sophie Evers, die in ihrer Kindheit als Schülerin der Töchter des Postkommissairs viel in dem Hause verkehrte, von meiner Großmutter: „Sie war eine hochgewachsene, stille und ernste Frau, der verborgene Mensch des Herzens unverrückt mit sanftem und stillem Geist. Große Schwierigkeiten verursachte ihr immer die Wahl eines neuen Kleides, da Stoff und Farbe für jene

verschämte Arme passen mußte, die es später tragen sollte. Der eigene Geschmack war Nebensache" (vgl. S. 49 des zitierten Buches). Ihr still zufriedenes mildes Wesen bildete eine gute Ergänzung zu dem lebhaften, zur Heftigkeit neigenden Temperament des Postkommissairs. Mein Vater schreibt einmal in sein Tagebuch: „Was ich erben möchte: Laß, Vater, mir den zorn'gen Mut, der frei die Red' ergießt, laß, Mutter, mir dein ruhig Blut, das still bedächtig fließt!"

Ihre warmherzigen Briefe lassen in bezug auf Stil und Orthographie einiges zu wünschen übrig. Am 22. November 1832 fügt sie einem Schreiben ihres Mannes an den Sohn folgende Zeilen hinzu:

„Dieses Jahr lieber Adolph hat Vater mir recht viel Platz gelassen zu einem Glückwunsche zu Deinem Geburtstage, wäre ich doch so geschult mit geschmückten Worten Dir eine Gratulation schreiben zu können. Es ist Dir aber zu sehr bekanndt, daß ich nicht viel Worte zu machen verstehe; daher ich Dir nur mit wenigen Worten sage, daß ich vom ersten Augenblicke Deines Lebens sehr erfreut über die Wiederkehr Deines Wiegenfestes gewesen bin. Mögtest Du doch fernerhin nur so dauerhafte Gesundheit genißen als bisher, dies ist mein herzlichster Wunsch, den dann hast Du vor manchen Menschen eine große Glückseligkeit voraus, wann es dann der Vorsehung gefallen sollte, mir bey erträglicher Gesundheit einige Jahre Augenzeuge Deines Glückes zu seyn, ist meine Freude Vollkommen. In diesem Augenblicke hab ich noch recht Lust lange zu leben, doch der Himmel weiß es am besten was uns Menschen nützt. — — — Soeben komme ich aus dem anderen Zimmer u. hab einer französische Unterhaltung mit Demoiselle Pauli beygewohnt wovon ich freylich nicht sehr viel verstehe aber doch mit Vergnügen anhöre u. etwas auch errathe, gewöhnlich komt Malchen Pauli alle 14 Tage des Montags. Heute wird aber die französische Unterhaltung unterbrochen, weil Lotte König eben zum Besuche kommt. — — Nun Gott befohlen l. Adolf leb ferner recht vergnügt u. erinnere Dich bisweilen Deiner recht oft an Dich denkende

Mutter Trendelenburg."

Der von meinen Großeltern als Brautleuten und von den Eltern der Braut am 20. Juli 1797 in Ratekow „errichtete unwiderrufliche Ehezarter" (Ehevertrag, certificatio, vgl. Grimms Wörterbuch), von dem Bräutigam mit unserem Familiensiegel versehen, ist noch vorhanden. Als Heiratsgut der Braut wird besonders erwähnt ihr „Spaartopf", ein bei NN. zu Neustadt belegtes Kapital von 800 Mark Courant" (1 Lübsche Mark Courant gleich etwa 1,60 heutiger Währung). Nach ebenfalls noch vorhandenen Rechnungen bekam die Braut 3000 Mk. von ihrem Vater als Aussteuer, wovon 1613 Mk. zur Beschaffung von Möbeln, Kleidungsstücken und Leinen verwandt wurden und 1387 Mk. bar übrig blieben. — Bei der Veranlagung zur Kriegssteuer im Jahre 1816 wurde der Wert des Inventars im Hause auf 3017 Mk. berechnet. —

In dem kleinen Eutin fehlte es nicht an geistiger Anregung. Von 1782 bis 1802 wirkte hier als Rektor der Schule Johann Heinrich Voß,

der Übersetzer der Odyssee und Ilias und der Dichter der „Luise". Gleichzeitig mit ihm lebte als Kammerpräsident in Eutin der Graf Friedrich Leopold zu Stolberg, mit Voß aus der Zeit des Göttinger Dichterbundes befreundet, später wegen seines Übertritts zum Katholizismus von Voß öffentlich bekämpft. Und 1808 kam auf Einladung des Herzogs von Oldenburg der Maler Wilhelm Tischbein nach Eutin und blieb dort bis zu seinem Lebensende (1829).

Sowohl mit dem Voßschen als besonders auch mit dem Tischbeinschen Hause unterhielten meine Großeltern einen freundschaftlichen Verkehr. Eine indirekte persönliche Beziehung zu Voß hatte mein Großvater durch einen Vetter zweiten Grades, den Pastor Ernst Theodor Brückner in Neubrandenburg, der wie er selbst ein Enkel des Superintendenten Theodor Trendelenburg in Neubrandenburg war. J. H. Voß, 1751 in der Nähe von Waren in Mecklenburg geboren, besuchte als Schüler das Gymnasium in Neubrandenburg und übernahm 1769 eine Hauslehrerstelle in der Nähe von Gr.-Vielen, wo Brückner damals Pastor war. Dieser, etwas älter als Voß, wurde ihm „ein väterlicher Freund und Moderator seiner ersten poetischen Versuche", wie Pastor Kindler in seinen Aufzeichnungen schreibt. Voß besuchte seinen Freund Brückner später von Eutin aus in Neubrandenburg mit Frau und Kindern und „las in Brückners Gartenlaube der Elite der Stadt das Manuscript seiner Luise vor". (Daß die von Kindler angegebenen Jahreszahlen nicht ganz stimmen wollen, tut nichts zur Sache).

Was den Maler Wilhelm Tischbein, den Freund Goethes, anbetrifft, so gehörte derselbe einer ausgedehnten Künstlerfamilie an. Die Stammtafel, die seinen Lebenserinnerungen beigefügt ist, enthält in drei Generationen mit 63 Personen die Namen von 13 Malern, 1 Malerin und 2 Dilettantinnen in dieser Kunst. Wilhelms Vater war Drechsler und Kunsttischler in Haina. Von seinem Onkel, dem Porträtmaler Joh. Jac. Tischbein in Lübeck, war schon oben die Rede (S. 63).

Wilhelm Tischbein hatte von 1781 ab meist in Rom gelebt und war im Frühjahr 1787 zusammen mit Goethe von Rom nach Neapel gereist. Goethe schreibt über ihn in seiner Italienischen Reise (Brief aus dem Januar 1787): „Das stärkste, was mich in Italien hält, ist Tischbein, ich werde nie, und wenn auch mein Schicksal wäre, das schöne Land zum zweitenmal zu besuchen, so viel in so kurzer Zeit lernen können, als jetzt in Gesellschaft dieses ausgebildeten, erfahrenen, feinen richtigen mir mit Leib und Seele anhängenden Mannes." Leider finden sich in den etwas nüchtern gehaltenen Lebenserinnerungen Tischbeins andererseits keine eingehenderen Äußerungen über den geistigen Einfluß, den Goethe auf den Künstler ausgeübt hat. — Von 1789 bis 1799 war Tischbein Akademiedirektor in Neapel, gab diese Stellung aber auf, nachdem die Franzosen Neapel erobert hatten, und ging nach Cassel, dann nach Hamburg, wo er eine Zeichenschule anlegen wollte. Vorübergehend in Geldverlegenheiten, trat er gegen eine Leibrente und eine Witwenpension den größten Teil der von ihm gesammelten Gemälde älterer Meister an den kunstliebenden Herzog Peter von Oldenburg ab und folgte 1808, um seinen Kunstinteressen, ohne seine Zeit

mit Porträtmalen zu zersplittern, ungestört leben zu können, dem Rufe des Herzogs nach Eutin, wo der Herzog ihm zur Vollendung seiner historischen Bilder einige Zimmer im Schloß zur Verfügung stellte.

Zwischen Tischbeins fünf schönen, ebenfalls künstlerisch begabten Töchtern und den Kindern des Postkommissärs entwickelte sich ein nahes Freundschaftsverhältnis. Eine der Töchter wurde später die Frau eines Jugendfreundes meines Vaters, des Kirchenrats Wallroth in Eutin.

Mein Vater fand als heranwachsender junger Mann bei dem greisen Künstler sehr freundliches Entgegenkommen und mannigfache Anregung. Er suchte ihn häufig in den Abendstunden auf, Tischbein zeigte und erklärte ihm seine Arbeiten und Kunstschätze und setzte ihm an der Hand seiner in Kupfer gestochenen Bilder von Tierköpfen (aus dem Werk: Têtes de différents animaux dessinés d'après nature etc. Neapel 1796) seine etwas phantastischen Ideen über Menschen- und Tierphysiognomik auseinander. Nach Tischbeins Tode schrieb mein Vater an seine Schwestern: „Die Bilder, die sein Genius spielend und denkend schuf, sind sein Denkmal. Ich verdanke ihnen und verdanke ihm selbst manchen inhaltsvolleren Augenblick als die gewöhnliche Prosa des Tages, und sein Andenken wird froh und frisch in mir dauern. Wie ist es so schade, daß die Poesie der Künste in unserm Eutin nicht heimisch bleiben will." —

Die Erinnerung an meinen Großvater hat sich bei der Eutiner Post lange lebendig erhalten. Als ich einmal um 1890 herum in dem dortigen neu erbauten Postgebäude eine Depesche aufgab und den Beamten fragte, ob er den unterzeichneten Namen auch deutlich lesen könnte, sagte er: „Den Namen soll ich wohl kennen!" öffnete einen im Hintergrunde des Schalterraums stehenden alten Schrank und wies auf einen der Innenseite der Schranktür aufgeklebten Zettel. Es war ein dem Eutiner Anzeiger vom Jahre 1835 entnommener Nachruf für meinen Großvater, von dem sich ein Exemplar auch bei unseren Familienpapieren befindet. Der Text lautet:

Uns starb der edelen einer, ein halbes jahrhundert wirkte er in unserer mitte pflichtgetreu, unermüdet, geräuschlos, des göttlichen worts verehrer und thäter. — Fremdling, forderst du zeugniß? mir, mir half er in noth, in gefahr, in trübsal, nicht überlegend: ob er helfe? nur: wie am besten? mein gut, als die flamme loderte, rettete er, — und den wittwen und waysen, ein selbstbestellter vormund, stand er zur seite mit rath und that und lehre, seine habe (nicht seinen überfluß) theilend den armen, — mir dem kranken, selbst leidend, spendet er labsal, einmal nicht und wieder einmal, nein monate — jahre — hindurch, — mir dem verlassenen, freudlosen schuf er trost und erheiterung, dem verzagenden Gottvertrauen durch that und beispiel mehr als durch worte, — wies mich irrenden wieder auf die rechte bahn, mich den fremdling empfing er mit willkomm und obdach, mir war er ein trauter freund, gern mittheilend aus der fülle seiner erfahrung treu bewährt bis zum letzten hauch, mir, auch eifernd um recht, nachsichtig willig stets, zu vergüten vermeynte kränkung. — Segnet seine asche, ihr unsre kinder und enkel! wahrlich „wir haben einen guten mann begraben". Doch unser lob verstumme vor der heiligen klage der seinen: „ach uns war er mehr."

Mein Vater hing an seinem Vater mit inniger Liebe, Dankbarkeit und Verehrung. „In deinem Innern", schreibt er ihm 1825 zum Geburtstag, „wohnt eine freudige Zufriedenheit, wie man sie selten findet. Mit ihr würdest du gewiß auch Schläge des Schicksals aushalten können. Aber Gott bewahre dich und uns vor ihnen und schicke dir die Freude, die wir Kinder dir wünschen. — Es ist mein Wunsch, den ich oft gehabt habe, und den ich mir selbst auch zu erfüllen suche, daß von deiner heiteren Ruhe auch auf mich etwas vererben möge." Und nach dem Tode des Vaters schrieb er seinen Schwestern: „Was der Himmel mir gelingen ließ, was er mir Gutes gab, das erfreute mich doppelt, weil ich wußte, daß es meinen lieben alten Vater erfreute. — Ich habe Gott gebeten, daß einst, wenn früher oder später auch meine Wallfahrt zu Ende geht, Jemand auf Erden mein Leben so segnen möge, wie ich das seine segne." —

Über des Lübecker Doktors Sohn Friedrich Adolf Schack Trendelenburg, geb. 1762 (9. Gener. Nr. 15), ist schon oben einiges berichtet (S. 84). Der Name Schack bedeutet Jakob, in das Fremdenbuch der Baseler Bibliothek schrieb er sich 1786 als Fridericus Adolfus Jacobus ein.

Zum Schluß seiner Studienzeit in Göttingen schrieb er eine Abhandlung Dissertatio exegetica qua historia mortis Sauli una cum threno Davidis (1. Sam. XXI—2. Sam. I. fin.) illustratur (bei den Familienpapieren vorhanden). Die hebräischen, arabischen und syrischen Zitate sprechen für die philologische Gelehrsamkeit des Verfassers. Später hat er sich ganz von der Theologie zur Philologie gewandt. Er wurde Lehrer am Catharineum in Lübeck. Auch in den modernen Sprachen war er bewandert. Mein Vater lernte bei ihm Italienisch. Sein hypochondrisches reizbares und menschenscheues Wesen verlor sich nicht. Als er durch den Tod einer Tochter (Senatorin Grabau) und dreier Enkel im Verlauf von wenigen Wochen schwer getroffen war, schrieb mein Vater, der den Onkel Schack sehr verehrte, an die Seinen nach Eutin: „Vergeßt nicht, mir zu sagen, wie es Onkel und Tante geht. Man wird kaum ersehen, was Onkel macht, da ihn ja fast nur seine Bücher sehen." Er war verheiratet mit Michette Bignon, einer Lehrerin aus der Französischen Schweiz. Vielleicht kam von dieser Seite her das dichterische und musikalische Talent und die Neigung zur Schauspielkunst, die den Kindern eigen waren, und von denen die letztere auch in der zweiten Generation noch in ausgesprochener Weise vertreten war. —

Der Sohn von Schack Trendelenburg, Theodor Kaspar Trendelenburg (10. Gener. Nr. 22), geb. 1800, gest. 1846, lebte in Dresden als Kartenstecher an der sächsischen Plankammer. Der Wunsch seiner Jugend war aber gewesen, Dramaturg zu werden, und er scheint, schon während er noch im Vaterhause war, mit seinen beiden Schwestern Sophie Elisabeth und Friederike ein kleines Liebhabertheater aufgetan zu haben (vgl. die Anzeige in den Lübeckischen Anzeigen, Vaterstädtische Blätter 1900

Nr. 31 unter den Familienpapieren). Später verfaßte er eine Oper: Der Rezeß oder die Demagogen. Seine Tochter Frau Geh. Kirchenrat Michael, welche 85 Jahre alt noch in Dresden lebt, schreibt mir über die Oper: „Leider war sowohl Name als vielleicht auch der Text sehr unglücklich für die Zeit grade, wo sie fertig wurde, so daß sie nicht, wie er gehofft hatte, an der königlichen Oper angenommen wurde. Sie ist aber mehreremale in Privatkreisen von Künstlern aufgeführt worden." Und weiter: „Sehr reizende Quartette und ein Paar Trios sind auch unter den Compositionen, — — sie sind entschieden anklingend an die Art von Haydn und Mozart. Seine Lieder sind viel gesungen worden, auch von mir. Die Texte sind meist Heine entnommen, auch mehrere von Thomas Moore in der Übersetzung meines Großvaters Rosenberg."

Mein Vater war mit seinem Vetter Theodor schon von der Knabenzeit her nah befreundet. Sie waren in Lübeck und in Eutin häufig beisammen. Als mein Vater als Student nach Leipzig ging, besuchte er Theodor in Dresden und schrieb damals am 4. November 1824 an seine Schwester Caroline:

„Theodors Talente sind vom Genius der Kunst begünstigt. Es ist schade, daß sein Fach dies Talent zum bloßen treuen Nachzeichnen gebraucht, ohne ihm eine freiere Wirkung zu gestatten. Geschaffen scheint Theodor mir vor allem für die Musik. Er lebt mit Geist u. Herz in dem Reiche der Töne. Er schafft selbst darin. Seine Versuche im Dichten zeigen wieder seine Beweglichkeit. Alles geht ihm leicht von der Hand. Gedanken und Form haben nichts Gesuchtes. So bedaure ich es, daß die Arbeit, die ihm den Tag besetzt, eine solche fortwährende Spannung der vergleichenden Aufmerksamkeit erfordert. Nun ist er am Abend zu abgespannt, um sich auf eine andere Weise wieder seinen Geist höher zu spannen als gewöhnlich. — — Er arbeitet mit 4 anderen an dem Abstich einer militärisch genauen Aufnahme des Königr. Sachsen."

In der (Leipziger) Allgemeinen Musikalischen Zeitung, Jahrg. 1833 S. 675, findet sich folgende Anzeige: „Sechs Lieder von H. Heine, in Musik gesetzt von Th. Trendelenburg. Dresden, bei G. Thieme. Pr. 8 Gr. — Den Liebhabern von Heines liebeklagender Muse werden diese Lieder behagen. Sie haben, den Gedichten ähnlich, etwas frisch Gewöhnliches, munter gegen den Gram Ansträubendes, der immer, wie ein blutiger Pfeil, sich tiefer pulsiert. Der Schmerz verhöhnt den Muth und dieser den Schmerzen. Die Lieder müssen ungefähr so vorgetragen werden, wie ein verkohltes Auge lacht. Wessen Auge noch frisch ist, thut besser, er sing sie nicht. Es giebt schon Augen, die ihre Töne finden." (Freundliche Mitteilung des Geheimrat Kretzschmar, Direktors der Hochschule für Musik in Berlin an meinen Sohn Fritz.) Ich bin nicht musikverständig genug, um mir nach diesem Orakelspruch des Buchhändler-Waschzettels eine Vorstellung von den Liedern machen zu können.

Theodor Trendelenburg verheiratete sich 1833 mit Leopoldine Benigna Rosenberg (geb. 1797, gest. 1874), Tante Polli, wie sie bei uns immer genannt wurde, Tochter des Arztes Dr. Rosenberg, der in Königsberg praktiziert und sich dann in Dresden zur Ruhe gesetzt hatte.

Durch ihre Mutter war sie eine Enkelin des Philosophen Hamann in Königsberg. Mein Vater berichtet in seinen Briefen über den heiteren und anregenden, durch Poesie und dramatische Aufführungen verschönten Verkehr in dem Rosenbergschen Hause, in das er bei einem Aufenthalt in Dresden während seiner Leipziger Studentenzeit 1824 von seinem ihm nahe befreundeten Vetter Theodor eingeführt worden war.

Theodor Tr. starb schon im Alter von 45 Jahren, er hinterließ zwei Kinder, eine Tochter, die schon erwähnte Frau Geh. Kirchenrat Michael, und einen Sohn Theodor Trendelenburg (geb. 1841, gest. 1873), ein anderer Sohn war in zartem Alter verstorben.

Der Sohn Theodor (11. Gener. Nr. 16), ein feiner liebenswürdiger Mensch, der um 1865/66 in Berlin studierte, war viel in meinem Elternhause. Seine Interessen waren hauptsächlich der modernen Literatur und der Ästhetik zugewandt, er kannte den Faust zum größten Teil auswendig, war ein ausgezeichneter Vorleser und wäre wohl Schauspieler geworden, wenn nicht eine schwere Brustkrankheit, die durch Eiterung in der Brusthöhle zu einer auffallenden Verunstaltung geführt hatte, ihn gehindert hätte, seiner Neigung zu folgen. Er erlag der Krankheit leider schon im Alter von 32 Jahren.

Von den Töchtern des Lübecker Doktors heiratete die älteste, Catharina Elisabeth, geb. 1754, gest. 1793 (9. Gener. Nr. 9), im Jahre 1780 den Landmann Rehbenitz auf Borstel in Holstein.

Ihr Sohn Theodor Rehbenitz, geb. 2. September 1791, wurde Maler, lebte längere Zeit in Italien, zeitweise als Sekretär bei der Preußischen Gesandtschaft in Rom unter v. Bunsen, und starb 1861 unverheiratet als Universitätszeichenlehrer in Kiel.

Seiner Kunst verdanken wir die beiden hübschen Sepiatuschbilder, von denen das eine meine Großeltern (Fig. 20) und das andere zwei Schwestern meines Vaters, Julie und Caroline, darstellt. Mein Vater, der die Bilder 1834 von den Seinen geschenkt bekam, fand die Porträts sehr ähnlich, nur in dem Kopf des Vaters liege etwas Fremdes.

Ludwig Richter, der 1823 nach Rom ging und in dem Kreise deutscher Künstler dort auch Rehbenitz kennen lernte, schreibt über ihn in den „Lebenserinnerungen eines deutschen Malers" folgendes:

„Der ältere dieser lieben Genossen war der Historienmaler Rehbenitz aus Kiel, ein trefflicher Mensch, ein Freund Schnorr's und Overbeck's. Zum Kaufmann bestimmt und ausgebildet, hatte er sich erst spät der Kunst widmen können. — — Der in der Kunstgeschichte wohlbewanderte Rehbenitz begleitete mich oft in Kirchen und Sammlungen und erschloß mir das Verständnis der Altflorentiner Schule mehr und mehr. An mir einen ebenso empfänglichen wie der Hilfe bedürftigen Schüler gefunden zu haben, schien dem trefflichen Mann die größte Freude zu machen, und ich wurde auch zugleich auf die angenehmste Weise in die Anschauungen der in Rom lebenden deutschen Künstler eingeweiht. — — Rehbenitz hatte wie sein

Freund Passavant den Handelsstand verlassen, um sich in Rom dem neuen deutschen Kunstleben anzuschließen, dessen Fundament die nationale und christliche Gesinnung war. Nach mehrjährigen eifrigen Studien erkannten sie beide mit Schmerzen, daß ihre produktive Kraft nicht ausreichend war, um ein Ziel zu erreichen, welches ihrer Begeisterung entsprach. Es kostete einen schweren Kampf der Entsagung. Passavant wandte sich bekanntlich mit glänzendem Erfolg zur Kunstforschung, Rehbenitz dagegen hatte eine Stellung übernehmen müssen, welche sehr gegen seine Neigung war. Nach vierzig Jahren sah ich ihn in Kiel wieder. In einem hellen, wohnlich eingerichteten Giebelzimmer mit heiterer Aussicht ins Grüne saß er in seinem Lehnstuhl am Arbeitstisch unter Büchern und Papieren. Die Wände waren mit guten Stichen nach Cornelius und Overbeck geschmückt, Werke, die er in seinen so glücklich in Rom verlebten Jahren hatte entstehen sehen, und deren große Urheber seine Freunde waren. Er gab in den besten Familien und Instituten Unterricht im Zeichnen und suchte überall die Kunst in einem edlen und schönen Sinne zu wecken, zu pflegen und zu fördern. Er war unverheirathet geblieben und erreichte, von Allen hochverehrt und geliebt, ein hohes Alter. Seine Erscheinung in Kiel erinnerte mich an den Abbé im Wilhelm Meister oder überhaupt an einen höheren katholischen Geistlichen. Die lange Gestalt im braunen Oberrock, das schneeweiße Haar mit schwarzem Sammtkäppchen bedeckt, der feine, intelligente Gesichtsausdruck voll Herzensgüte, — diese Erscheinung in dem netten Zimmer gab mir den lebhaften Eindruck einer innerlich und im Äußeren befriedlichen Existenz." —

Die zweite Tochter des Lübecker Doktors Sophie Christine Trendelenburg, geb. 1759, gest. 1821 (9. Gener. Nr. 13), verheiratete sich 1783 mit dem Apotheker Gabriel Ludolf Kindt aus Wismar, der 1778 Lübecker Bürger geworden war und eine Apotheke in einem alten Giebelhause der Alftstraße in Lübeck übernommen hatte. Er starb 1813.

Die Apotheke führte sein ältester Sohn Friedrich Franz Kindt (geb. 1786, gest. 1856) weiter, ein jüngerer Sohn Georg Christian Kindt (geb. 1793, gest. 1869), der ebenfalls Pharmazeut wurde, ging nach Bremen. Ein dritter Sohn Ludolf war Landmann. Die Vettern Fritz und Christel, wie sie in der Familie genannt wurden, standen meinem Vater nahe, besonders Christel, von dem er sich nach meiner Geburt die Patenschaft für mich erbat.

Beide Brüder Kindt waren nicht etwa bloße Geschäftsleute, wie es manche Apotheker sind, sondern feingebildete, in den verschiedensten Zweigen der Naturwissenschaften wohlbewanderte Männer, die unermüdlich wissenschaftlich fortarbeiteten und ihre vielseitigen Kenntnisse in hochherziger Weise dem Gemeinwohl zur Verfügung stellten. Die Dankbarkeit und Anerkennung, die ihnen von seiten ihrer Mitbürger gezollt wurden, spricht sich in den ihnen von dem Lübecker „Volksboten" (1856) und der Bremer „Weserzeitung" (1869) gewidmeten Nekrologen aus, denen ich folgendes entnehme:

Der ältere Bruder Friedrich Franz Kindt betrieb nach beendeter Lehrzeit seine pharmazeutischen Studien in Göttingen und knüpfte mit

manchen dort studierenden Chemikern und Physikern freundschaftliche Beziehungen an. Der Kreis näherer Bekannten und Freunde unter den Chemikern wurde später besonders durch die Freundschaft mit Gmelin ein recht ausgedehnter, es gehörten dazu Männer wie Berzelius und Wöhler. Mit Wöhler arbeitete er zusammen an einigen Untersuchungen in seinem Laboratorium in Lübeck. Neben der Chemie, Mineralogie und Botanik interessirten ihn besonders technische Probleme. Als Erster auf dem Continent fabricirte er Leuchtgas, er legte in seinem Hause 1817 eine kleine private Gaseinrichtung an, welche allgemein bewundert wurde und bis 1854 in Benutzung blieb. Auch die Einrichtung zum Kochen mittels Dampf hat das Kindt'sche Laboratorium früher besessen als andere, wenigstens in Deutschland, sie stammte aus dem Jahr 1827. F. Kindt war der geschätzte Ratgeber und Vertrauensmann der Techniker, Gewerbtreibenden und städtischen Behörden. Als Vorsteher der „Bürgerwasserkunst" beseitigte er das Vorurteil gegen eiserne Leitungsröhren und setzte die Einführnng derselben durch. 30 Jahre lang war er Vorsteher am Waisenhause und er gehörte auch zu den Vorstehern der Taubstummenanstalt. Sein oft mißbrauchter Wohltätigkeitssinn war in Lübeck allgemein bekannt.

Hinzufügen möchte ich noch, daß sich auf ihn jedenfalls folgende Angabe von Klug aus der Franzosenzeit in Lübeck bezieht: „Bei den Contributionen mußte F. F. Kindt wegen seiner üblen Aufführung 30000 frcs bezahlen." Er war also gewiß auch ein guter Patriot! (vgl. S. 102).

Georg Christian Kindt (mein Patenonkel) beabsichtigte ursprünglich Mediziner zu werden, gab dieses aber auf, als er einer Operation beigewohnt hatte und dabei ohnmächtig geworden war (die Narkose war noch nicht erfunden) und trat als Gehilfe in die Apotheke des Hofapothekers und Professors der Pharmazie Martius in Erlangen ein. Bei der Rückkehr Napoleons aus Elba trat er als Freiwilliger in die Hanseatische Legion und machte den Feldzug nach Frankreich mit. 1818 kaufte er die Sonnenapotheke in der Sögestraße in Bremen. Das Geschäft brachte er bald zu hoher Blüte, neben der geschäftlichen Arbeit übte er eine ausgedehnte ehrenamtliche Tätigkeit aus als Diakon zu St. Ansgarii, als Mitglied des Gesundheitsrates, als Direktor des Museums und in anderen bürgerlichen Verwaltungen. Seine wissenschaftlichen Interessen, durch die er in nahe persönliche Beziehungen zu den Bremer Naturforschern Albers und Treviranus trat, galten neben der Chemie und Physik besonders der Technik. Jede neue Erfindung, z. B. die Daguerreotypie, die Photographie, die Telegraphie, die Verwendung des polarisierten Lichtes am Mikroskop, verfolgte er auf das lebhafteste und ruhte nicht, bis er sie durch Experimente so weit kennen gelernt hatte, daß er sie für sich und andere verwerten konnte. In der uneigennützigsten Weise stand er Privaten und Behörden als sachverständiger Berater und Begutachter zur Seite. Hervorzuheben sind seine im Interesse des Lloyd angestellten Untersuchungen über Kesselstein und die Untersuchungen über Kyanisierung des Holzes bei Anlegung des Telegraphen von Bremen nach Bremerhafen (eines der ersten elektrischen Telegraphen in Deutschland). Von allzu bescheidenem Wesen hat er außer einem Aufsatz über die Geschichte

der Dampfschiffahrt auf der Weser (Abh. d. Bremer naturw. Vereins Bd. 1), einer kleinen Schrift gegen die Homöopathie und kleineren Mitteilungen in Dinglers polytechnischem Journal keine wissenschaftlichen Arbeiten veröffentlicht, aber zu manchen Arbeiten seiner Freunde, zu denen Wöhler, Liebig, Pfaff, Dove, Magnus, Ehrenberg, Poggendorf gehörten, hat er Anregung gegeben und Beiträge geliefert, groß ist auch die Zahl seiner im Bremer naturwissenschaftlichen Verein gehaltenen Vorträge. Das Gebiet der Spekulation lag ihm fern, der Darwinschen Theorie stand er mehr ablehnend gegenüber, seine ruhige, harmonische, kindlich fromme Denkweise hielt sich an die sicher beobachteten Tatsachen und an die festen Grenzen der Wissenschaft. —

Wohl selten haben zwei Brüder, in gleicher Weise wissenschaftlich ausgebildet, mit der gleichen Veranlagung des Verstandes, Gemüts und Charakters in gleicher Lebensstellung in gleicher Weise segensreich gewirkt!

Meinen lieben Onkel und Paten Christel Kindt habe ich einmal als Schüler in Ilsenburg besucht, wo er mit seiner liebenswürdigen Frau (geb. v. Kapff) in der Sommerfrische wohnte, und später als Student auch in Bremen. Ein paar dunkelbraune, klar, klug und freundlich blickende seelenvolle Augen gaben dem sonst nicht schönen Gesicht einen eigenartig anziehenden Ausdruck. Er interessierte sich sehr für meine Studien, und einige Jahre vor seinem Tode schickte er mir noch mikroskopische Präparate von den damals im Schweinefleisch und bei Menschen aufgefundenen Trichinen. —

Fritz Kindt hinterließ keine Kinder. Aus seiner Erbschaft erhielt mein Vater, wie schon oben erwähnt wurde, unsere Ahnenbilder.

Eine Enkelin von Christel Kindt, später Frau Pastor Brömel, war 1869 in meinem Elternhause zu Besuch. —

Die dritte Tochter des Lübecker Doktors Catharina Juliane Agneta Trendelenburg, geb. 1763, gest. 1810 (9. Gener. Nr. 16), heiratete 1786 den Gutsbesitzer Ditmer Friederich Ladiges auf Barnekow, später v. Ladiges. Sie wird in den Briefen Nettchen genannt. Schön, liebenswürdig, menschenfreundlich und wohltätig, wurde sie von den Gutsangehörigen sehr verehrt und mit der Königin Luise verglichen, sie starb wie diese im Juni 1810. Es wurde ihr zu Ehren auf dem Gute im Garten ein Denkmal errichtet mit längerer Inschrift, darin die Worte: „Eine schöne Seele in einer schönen Hülle.“

Eine Tochter von ihr, Majorin Lotte v. Suckow, lebte später als Witwe in Wismar. 1834 war sie in ärztlicher Behandlung bei Dieffenbach in Berlin, wo mein Vater die heitere, lebensfrohe und liebenswürdige Frau, „die würdige Tochter von Tante Ladiges, die Vater so lieb hatte“, wiederholt sah und gern mit ihr verkehrte (Briefe).

Eine andere Tochter, Sophie v. Ladiges, verheiratete sich mit Dr. Maaßen, hatte drei Kinder und wurde früh Witwe. Eine Tochter von ihr heiratete den Oberapellationsrat Drechsler in Lübeck, später Senatspräsident am Reichsgericht in Leipzig. Ein Sohn Fritz Maaßen wurde Professor der Jurisprudenz in Graz und trat zur katholischen Kirche über.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Der jüngste Sohn Gustav v. Ladiges (geb. 1802, gest. 1869?) erbte das Gut. Seinen Sohn sah ich gelegentlich in Rostock. Er erzählte, daß wir Trendelenburgs auf dem Gute als Lehnsvettern eingetragen seien. — Barnekow liegt bei Wismar, hat seinen Namen von dem wendischen Baran, welches das Schaf bedeutet, gehörte ursprünglich einer alten mecklenburgischen, vor 1600 ausgestorbenen adligen Familie gleichen Namens an und wurde von Ditmer Friederich Ladiges um 1785 gekauft. In einem Brief seines Schwiegervaters, des Lübecker Doktors, wird er als Ladiges aus Kopenhagen bezeichnet.

Kapitel 10.

Zehnte Generation. Friedrich Adolf Trendelenburg.

Von den Nachkommen der Brüder und Schwestern des Eutiner Großvaters ist schon in dem vorigen Kapitel die Rede gewesen. In bezug auf den Lebensgang und die Persönlichkeiten seiner drei Töchter, unserer Tanten Marianne Lentz, Julie und Caroline Tr. kann ich auf das oben zitierte „Mutterbuch" verweisen. Und von unserer Mutter Ferdinande geb. Becker, sowie von unserem Elternhause besitzen wir in den dort gesammelten Briefen der Mutter, umrahmt von den lebendigen humorvollen Schilderungen meiner Schwester Nanna Stahl, ein vortreffliches Bild, das auch außerhalb der Familienkreise schon vielen Menschen eine Quelle der Freude und Erhebung gewesen ist.

Dem Plane und dem Titel des Buches entsprechend tritt unser Vater dort weniger in den Vordergrund, und vor allem fehlt es an einer eingehenderen Besprechung seiner Jugendzeit. Diese Lücke möchte ich in folgendem an der Hand von Briefauszügen auszufüllen versuchen, man denke es sich mit dem Mutterbuch zu einem Ganzen verschmolzen!

Friedrich Adolf Trendelenburg wurde im Eutiner Posthause am 30. November 1802 geboren.

Den ersten Unterricht erhielt er von den Eltern und in einer „Leseschule", die er vom fünften Jahre an besuchte. Später kam er in das Gymnasium seiner Vaterstadt, die „Eutiner Schule", deren Rektor (als Nachfolger von Johann Heinrich Voß) Georg Ludwig König war, ein gelehrter und philosophisch gebildeter Mann, Vertreter der Lehre Kants. Sein Unterricht und der langjährige persönliche Verkehr mit ihm hat auf die Geistesrichtung des Schülers einen bestimmenden Einfluß ausgeübt. Die Schule — Gymnasium wurde sie damals nicht genannt — bestand aus nur drei Klassen. Die Schüler, die zu studieren beabsichtigten, saßen in der Prima bis zur Dauer von sechs Jahren, Anfänger neben Fortgeschritteneren. Mit Ausnahme des Religionsunterrichts, den 1816 der Superintendent Detlev Johann Wilhelm Olshausen übernahm, unterrichtete in Prima der Rektor in allen Fächern, in der Sekunda, in der die Elemente des